

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(421.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 16. Mai 2003

Anwesend: **Balharek**, Ch., Karlsruhe; **Blank**, C., Karlsruhe; **Bräuninger**, D., Karlsruhe; **Prof. Dr. Fenske**, H., Speyer; **Fenske**, R., Speyer; **Dr. Furtwängler**, M., Karlsruhe; **Haas**, E., Karlsruhe; **Prof. Haas**, F., Karlsruhe; **Dr. Herrbach-Schmidt**, B., Karlsruhe; **Dr. Hoepke**, H.P., Ettlingen; **Hoffmann**, A., Karlsruhe; **Dr. Kaller**, G., Karlsruhe; **Kohlmann**, R., Karlsruhe; **Prof. Dr. Krimm**, K., Karlsruhe; **Lang**, S., Karlsruhe; **Moebus**, St., Neckarsulm; **Dr. Müller**, L., Karlsruhe; **Dr. Schaubert**, E., Karlsruhe; **Schillinger**, E., Karlsruhe; **Prof. Dr. Schwarzmaier**, H., Karlsruhe; **Schwarzmaier**, L., Karlsruhe; **Dr. Urbach**, K., München.

Vortrag von

Dr. Karina Urbach, München

über

**Höfling, Diplomat, Kirchenmann.
Süddeutsche Standesherrn 1880-1933**

Im 19. Jahrhundert setzte in der europäischen Wissenschaft und Gesellschaft ein großes Interesse an einem ganz besonderen Saft ein, dem Blut. Nachdem im 18. Jahrhundert die Klimatheorie vorherrschend war, wurde nun das Blut zur Erklärung menschlicher Unterschiede herangezogen – ähnlich wie die Entschlüsselung des Genoms in unserem Zeitalter.

Dem unter immer größeren Legitimationsdruck geratenen deutschen Adel kam dieser Zeitgeist zupass. Er instrumentalisierte das Blut, um die Besonderheit seiner gesellschaftlichen Position zu rechtfertigen und um es zu einem Transmitter für adelige Eigenschaften und Fähigkeiten zu stilisieren. Blut hatte nach dieser Logik eine metaphysische Bedeutung; es gab Dinge, die man seit Generationen im Blut hatte. Vererbte ritterliche Tugenden konnten demnach auch im ausgehenden 19. Jahrhundert einen Adligen für bestimmte 'Lebensstellungen' in Militär, Staatsdienst und Landwirtschaft prädestinieren, während andere 'minderwertige' Berufe weiterhin nicht in Frage kamen. Noch 1938 schrieb ein Adliger, kaufmännische Berufe seien völlig unangebracht, „während gerade die artgemäßen Berufe die Urkräfte des (adeligen) Blutes erhalten, ja durch mehrere Geschlechterfolgen steigern.“

Indem der Adel seine Tätigkeit zum 'Blutsberuf' und 'persönlichen Dienst' stilisierte, betonte er noch einmal seinen Führungsanspruch. Dies war umso nötiger geworden, als die bürgerliche Kritik seit dem 18. Jahrhundert für sich eine Monopolisierung des Wissens beanspruchte und propagandistisch den adeligen 'Männern ohne Eigenschaften' die 'fleißigen Bürgermänner' gegenüber setzte. Schon im 18. Jahrhundert war der Adel im europäischen Kulturleben zu einem Hauptangriffsziel geworden. Damals gab man den Aristokraten vor allem die Schurkenrollen: Der amoralische Graf in Beaumarchais *Figaro* oder der arrogante Frauenheld Don Giovanni verführten reihenweise die Bürgermädchen. In *Little Lord Fauntleroy* (1886) demonstrierte – wie in unzähligen Groschenromanen – eine Amerikanerin die überlegene bürgerliche Moral gegenüber dem bösen Earl of Dorincourt. Anderen Autoren galt der Adel nur noch als Fiktion, Klasse entstand im Kopf: „Mit dem Teufel [haben] die Blaublütigen gemein, dass sie nur so lange existieren, als man an sie glaubt“, schrieb Heinrich Heine, und auf englischer Seite sah Oscar Wilde die Aristokratie als eine gute Erfindung: „You should study the peerage. [...] It is the best thing in fiction the English have ever done.“

Im 20. Jahrhundert, in den Romanen von Robert Musil, den Theaterstücken von Arthur Schnitzler oder auf englischer Seite in Evelyn Waugh's elegischem *Brideshead revisited*, erschuf man mit dem anämischen Adel ein neues Motiv der Weltliteratur. Was man heute als Globalisierungsverlierer bezeichnet, wurde damals für die adeligen Modernisierungsverlierer diagnostiziert. Man umschrieb ihren Zustand mit Verfallsmotiven, die Aristokraten galten als eine dahinsiechende Schicht von Kranken, die ihre Symptome nicht erkannten.

Tatsächlich ist versucht worden, den Adel niederzuschreiben. In einer schizophren anmutenden Doppelleistung wurde er einerseits als ästhetisches Vorbild kopiert – Angelika Linke nennt dies „den begehrlchen Blick des Bürgers“ –, andererseits verächtlich gemacht. Es kam zu einem 'ideological stereotyping' zu Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Das selbstbewusster werdende deutsche Bürgertum glaubte aufgrund seiner höheren Wertvorstellungen ein Anrecht auf die Führungspositionen zu haben. Der Adelige wurde als Dilettant dargestellt: ein Wort, das bis zu diesem Zeitpunkt noch keinen Hautgout hatte, nun aber von seinem etymologischen Ursprung 'delectare' (ergötzen, amüsieren) zu 'laienhaft', 'oberflächlich' mutierte.

Der Adel wehrte sich gegen diese Angriffe mit der eben erwähnten Stilisierung seiner Blutsfähigkeiten und gleichzeitig durch Professionalisierungsversuche, indem er verstärkt Gymnasium und Universität besuchte.

Die Frage wird im Folgenden sein, inwieweit Adelige mit diesen Methoden erfolgreich waren und Spitzenpositionen halten konnte oder ob sie sich – um es bildlich auszudrücken – immer häufiger mit längeren Wartezeit in den Vorzimmern der Macht begnügen musste. Bei der Untersuchungsgruppe handelt es sich um süddeutsche Standesherrn, die von Heinz Gollwitzer in den 1950er Jahren in einer großen Überblicksdarstellung erstmals beschrieben wurden und die heute, nach Öffnung einiger adeliger Privatarchive, mit neuen Fragestellungen bis ins 20. Jahrhundert hinein untersucht werden können. Versucht man einen süddeutschen Sonderweg der Aristokratie aufzuzeigen, so bietet sich die Gruppe der Standesherrn als repräsentatives Beispiel an. Es wäre zwar zu weit gegriffen, sie als eindeutige Antithese zum preußischen Adel darzustellen, aber genau diese Hoffnung hatten einige ihrer Zeitgenossen.

Die Stimmung ihnen gegenüber war im 19. Jahrhundert nach der erfolgreichen antiaristokratischen Reformpolitik der südwestdeutschen Staaten tolerant geworden. Obwohl sie größtenteils so industrialisierungsfeindlich wie die Junker waren, schien es ihnen an reaktionärer Verbohrtheit zu mangeln. Das preußische 'Herrentum' galt beim legeren süddeutschen Hochadeligen als 'affig', umgekehrt verstand man in Preußen süddeutsche Standesgenossen nicht. Graf Frankenberg-Tillowitz wollte 1885 lieber in Schlesien als im hohenlohischen Langenburg leben: „Ein Grandseigneur muss Herr sein, wo er lebt, und weiten Raum für sich haben. Beides ist in Württemberg verkümmert.“ Dadurch verkannte er jedoch, dass gerade die Mischung aus Kompromissfähigkeit und Zähigkeit den Standesherrn ihr Überleben gesichert hatte.

Hierfür gab es historische Gründe. Die Standesherrn, eine Gruppe von etwa 80 überwiegend süddeutschen Familien, waren wohlhabend, aber seit 1806 nicht mehr regierend. Fürst Karl Leiningen nannte seinen Stand selbstkritisch „ein lebensunfähiges Mittelding zwischen Landesherren und Untertan“. Innerdeutsch war man Diener vieler Herren geworden, denn durch die Verstreuung ihres Grundbesitzes saßen die Standesherrn häufig in bis zu vier Ersten Kammern: in den Königreichen Bayern und Württemberg sowie den Großherzogtümern Hessen und Baden. Wolfgang Zollitsch unterschätzt demnach das Radarfeld ihres Einflusses, wenn er schreibt, der Hochadel habe sich „überwiegend mit seiner Stellung als regionaler, ländlicher Führungselite“ begnügt. Tatsächlich waren die Standesherrn überregional vernetzt, wobei die Katholiken unter ihnen auch eine 'Transnationalität' entwickelten, durch die sie als Grenzgänger zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn fungieren konnten: Die Fürstenbergs, die Thurn und Taxis, die Oettingen-Wallersteins und die katholischen Löwensteins waren Mitglieder der österreichischen Hocharistokratie und nutzten dies auch

politisch. Es war ein evangelischer Standesherr gewesen, Graf Otto Stolberg-Wernigerode, der Bismarck 1879 geholfen hatte, Wilhelm I. zur Allianz mit Österreich zu überreden, und es würde wieder ein Standesherr sein, der katholische Max Egon Fürstenberg, der als Busenfreund Wilhelms II. den 'go-between' zwischen den zwei Kaiserreichen spielen sollte. Den evangelischen Standesherrn fehlte zwar der direkte Bezug zu Habsburg, dafür pflegten einige von ihnen enge verwandtschaftliche Verbindungen nach Großbritannien. Unter dem Einfluss dieser Beziehungen wurden sie zeitweise zu 'deutschen Whigs', die versuchten, die deutsche Aristokratie nach englischem Vorbild zu reformieren.

Drei Fürsten, die durch ihre regionalen und religiösen Unterschiede typisch für die Standesherrn sind, sollen im Mittelpunkt stehen: der evangelische, in Württemberg beheimatete Ernst Hohenlohe-Langenburg (1863-1950) als Diplomat, der in Baden ansässige, katholische Max Egon Fürstenberg (1863-1941) als Höfling und der ebenfalls katholische, fränkische Alois Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (1871-1952) als Mann der Kirche. Sie gehören einer Kohorte an, die man als wilhelminische 'Übergangsmenschen' (Martin Doerry) bezeichnet hat. In den 1860er und 70er Jahren geboren, waren sie nicht am Erweckungserlebnis der Reichsgründung beteiligt und galten nach 1918 als die Generation, die Bismarcks Werk verspielt hatte. Bis zur Revolution hatte diese Gruppe jederzeit Zugang zu den regionalen Höfen und zum Kaiserhof, war wirtschaftlich unabhängig (d.h. sie musste keinem Beruf zum Broterwerb nachgehen, sondern lebte von ihrem Großgrundbesitz) und gut vernetzt. Wie groß der Kontakt aus der zweiten Reihe in die erste Reihe der Regenten war, zeigt zum Beispiel ein Fragebogen des Military Government of Germany von 1946, den Fürst Alois Löwenstein-Wertheim-Rosenberg akribisch ausfüllte. Unter Punkt 126, welche Personen oder Organisationen er bei seinen Reisen außerhalb Deutschlands vor dem Krieg besucht habe, schrieb er: „Den Papst, Königin Viktoria, König Eduard VII., Herzog von Portland etc.“

Diese Verbindungen wurden auch ganz konkret genutzt. Ernst Hohenlohe-Langenburg wollte dank internationaler Verwandtschaft seinen Weg in der Diplomatie machen. Hohenlohe führte eineinhalb Jahrzehnte lang einen überraschend partnerschaftlichen Briefwechsel mit seinem Vater Hermann, einem Sohn von Queen Victorias Stiefschwester. Neben Familien-, Frauen- und Geldproblemen wurde ausführlich jeder einzelne Karriereschritt abgesprochen: „Was meine Zukunft betrifft, so komme ich immer mehr zur Überzeugung, dass die politische Tätigkeit, die ich allerdings nur in ihrer untersten Stufe ausgeübt habe, mir mehr zusagt als die militärische. (...) Ich habe gefunden, dass unsere Offiziere mit wenigen Ausnahmen unter ihrem gleichgeschnittenen Rock auch ein zu gleichmäßiges uniformes und schablonenhaftes Wesen

an sich haben, so dass nach einigen Dienstjahren sich keiner mehr vom anderen unterscheidet. (...) Im Auswärtigen Dienst hätte ich viel eher Gelegenheit, etwas zu lernen, was mir für später nützen könnte. Käme mit mehr interessanten Menschen zusammen und erführe auch aus bester Quelle, was in der Welt geschieht“ Der Vater, der selbst Karriere als preußischer General der Kavallerie und Statthalter von Elsaß-Lothringen gemacht hatte, stimmte dem zu.

Wie standen nun aber die Chancen des jungen Ernst Hohenlohe-Langenburg, in der Diplomatie zu reüssieren? Für Alois Löwenstein schien noch 1926 offensichtlich, dass man „im auswärtigen Dienst (...) gern auf die Familien zurück (greift), denen gerade dieser Dienst im Blut liegt, nachdem man mit anderen Experimenten schlechte Erfahrungen gemacht hat.“ Auch die Statistik sprach für Hohenlohe: Von den rund 550 Diplomaten, die im Kaiserreich dienten, waren nicht weniger als 70 Prozent adelig. Die Vorzimmer des Auswärtigen Amtes, etwa das geräumige Büro des Staatssekretär des Äußeren, waren demnach fest in der Hand des Adels. *Innerhalb* der adeligen Diplomaten etablierte sich jedoch langsam eine Meritokratie, die bürgerliche Leistungsmaßstäbe ansetzte und in der Hohenlohe sich beweisen wollte: Ein Jurastudium war von Vorteil, man durchlief Karrierestufen und musste ein diplomatisches Examen ablegen, wobei die Note nicht unbedingt ausschlaggebend für den weiteren Karriereweg war. Der spätere Staatssekretär Gottlieb von Jagow bestand mit 'ausreichend', während Hohenlohe die Gesamtnote 'gut' erhielt. Geistesgaben brachten ihn demnach nicht unbedingt weiter, die finanzielle Unterstützung seiner Familie dagegen umso mehr. 1880 musste ein Anwärter 6.000 Mark pro Jahr aufbringen, kurz vor dem Ersten Weltkrieg waren es schon 15.000. Die Hohenlohes investierten in ihren Sohn, und dieser war sich der Tatsache bewusst, dass er sparsam mit seiner Apanage haushalten musste. In London ging er 1889 öfters zu Fuß, um das Droschkengeld zu sparen, und versuchte, sich von der Glücksspielmanie seiner Kollegen fernzuhalten.

In den Augen Queen Victorias gehörte Ernst Hohenlohe zur 'Familie', wurde bei Dinners regelmäßig neben ihr plaziert und von britischen Zeitungen fälschlicherweise als potentieller Schwiegersohn des Prinzen von Wales gehandelt. In seinen Briefen nach Deutschland schilderte er diese Gunstbezeugungen detailliert, denn die Investition seiner Familie wollte er mit beruflichen und gesellschaftlichen Erfolgen – beides ging in der Diplomatie ineinander über – rechtfertigen. Genauestens wurde jedes Anerkennungsgeschenk der Königin notiert, jeder auch noch so ereignislose Besuch im Marlborough Club mit dem Prinzen von Wales verzeichnet.

Dass sich jedoch der zukünftige König nicht nur mit dem Hochadel umgab und gern bei 'reichen Juden' dinierte, empörte Ernst Hohenlohe, der wie sein Vater durch und durch antisemitisch eingestellt war. Bei Alfred Rothschild genoss er zwar „eine sehr brillante musikalische Unterhaltung“ und bewunderte die schönen weiblichen Gäste, „wogegen freilich die scheußlichen Judenköpfe der Rothschilds und Hirschs unangenehm kontrastierten.“ Während in England die gesellschaftlichen Schranken gegenüber Juden dank des Prinzen von Wales langsam geringer wurden, setzte Hohenlohe für Deutschland auf bessere 'Abwehrmechanismen'. 1893 schrieb er an seinen Vater: „Bei uns (in Deutschland) scheint ja der Teufel los zu sein (...) Bezeichnend und vielleicht nicht unerfreulich ist das Zunehmen des Antisemitismus.“ Tatsächlich ist der 'reiche Jude', neben den verhassten Ultramontanen Hohenlohes konstantestes Feindbild, Sozialdemokraten werden im Vergleich dazu milde behandelt.

Hohenlohes Integration in beiden Ländern war fast gleich stark ausgeprägt und hätte, wie es bei den deutsch-österreichischen Standesherrn Usus war, zu einer vermittelnden Transnationalität führen können. Doch sein mentales 'Wandern zwischen den Welten' nahm proportional mit dem wachsenden deutsch-englischen Antagonismus ab.

Zara Steiner hat in ihren Arbeiten über das englische Foreign Office festgestellt, dass der Kosmopolitismus der älteren englischen Diplomaten um die Jahrhundertwende von einer jüngeren Generation abgelöst wurde, die ein aggressives Sendungsbewusstsein verinnerlicht hatte. Diese Generation gab es in verstärktem Maße auch bei den Wilhelminern. Als Hohenlohe erstmals 1889 nach London kam, hatte er Deutschlands Politik - mit englischen Augen - auch kritisch einschätzen können und u.a. die kolonialen Ausfälle von Carl Peters gerügt. Doch nachdem er in den 90er Jahren eine Zeit lang in St. Petersburg und in der Wilhelmstraße gearbeitet hatte, war er nationalistischer geworden. Seine Tätigkeit im Auswärtigen Amt schien ihm politisch zu bedeutungslos, das Anciennitätsprinzip empfand er als ein 'Steckenbleiben' – ein Gefühl, wie es Martina Kessel jüngst bei Adligen und Bürgern dieser Zeit beschrieben hat: „Wer nicht vorrückte, wer nicht der eigenen Wahrnehmung zufolge unabhängig agieren konnte, spürte und verlor seine Zeit und damit womöglich seine harmonische Balance.“

Dank einer vorteilhaften Heirat mit Alexandra Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha konnte er von 1900 bis 1905 als Regent der Herzogtümer Coburg-Gotha endlich einschlägige administrative und Repräsentationserfahrung machen. Trotzdem scheiterten seine Ambitionen auf eine größere Karriere letztendlich. Als der Botschafterposten in London 1905 zur

Disposition stand, lehnte Edward VII. Hohenlohe vordergründig aus protokollarischen Gründen ab. Anzunehmen ist jedoch, dass Hohenlohes zeitweilige Verwaltungsarbeit in Elsaß-Lothringen ihn in englischen Augen politisch belastete.

Das internationale Familiennetzwerk hatte an Zuverlässigkeit verloren und arbeitete in einer Zeit des wachsenden Nationalismus nun ironischerweise gegen den national gesinnten Hohenlohe. Zwar wurde er noch eine Weile vom Kaiser und Holstein gefördert, doch im Deutschen Reich hatten sich die Machtverhältnisse seit 1901 verschoben. Jetzt versperrte der gerade zum Fürsten erhobene Reichskanzler Bernhard von Bülow Hohenlohes politischen Aufstieg. Bülow hegte gesellschaftliche Minderwertigkeitsgefühle gegenüber der standesherrlichen Konkurrenz und musste in Zeitungen lesen, dass Hohenlohe als sein potentieller Nachfolger gehandelt wurde. Folgerichtig sorgte er 1906 dafür, dass der streng evangelische Rivale mit seinen Versuchen, ein Reichskolonialamt aufzubauen, fulminant am Zentrum scheiterte. Im traditionellen Kampf des Kaisers gegen den Reichstag wurde er dadurch zur Belastung. Wilhelm II. opferte seinen Favoriten aus pragmatischen Gründen und stimmte im Sinne der höheren Sache zu, dass der professioneller agierende Bernhard Dernburg die Kolonialabteilung übernahm. Ein Mann „jüdischer Abstammung“, wie Hohenlohe bitter konstatierte, hatte ihn ersetzt.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Ernst Hohenlohe in den Vorzimmern des Kaisers, des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes nie lange warten müssen. Seine Kompetenzen waren während seiner diplomatischen Laufbahn noch nicht in Frage gestellt worden, sein Netzwerk hatte sich jederzeit bewährt. Hohenlohe, der geglaubt hatte, vor allem mit diesen Verbindungen aufsteigen zu können, war an einer immer einflussreicher werdenden Institution - dem Reichstag – gescheitert da er nicht in der Lage war, moderne Methoden anzuwenden und neue, außerfamiliäre Netzwerke aufzubauen.

Dass es jedoch einem Standesherrn allein mit vormodernen Taktiken gelingen konnte, im semi-parlamentarischen Deutschen Reich erfolgreich Politik zu betreiben, zeigt das Beispiel Max Egon Fürstenbergs. Um die Codes und Zeichen von Fürstenbergs Einflussfeld zu verstehen, muss man sich vom Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße nur ein paar Straßen weiter in das Berliner Schloss begeben. Der Hof als Ort der Tradition und Innovation wurde durch Wilhelm II. wiederbelebt. Auch wenn nach außen hin dieser Hof in seiner Prachtentfaltung antiquiert wirkte und sich gelegentlich sogar in einen mittelalterlich anmutenden Reishof verwandelte, so war er doch ein kulturelles und gesellschaftliches

Zentrum, das sich ganz vom sparsamen Soldatenhof Kaiser Wilhelms I. unterschied. Natürlich spielte „das Wissen am Hof als Voraussetzung von Herrschaft“ (Paravicini) im 20. Jahrhundert eine sehr viel geringere Rolle als noch im 17. Jahrhundert. Doch auch wenn Entscheidungen nur noch selten autonom gefällt werden konnten, so wurden sie häufig von dieser Stelle aus initiiert, manipuliert und ergebnisorientiert analysiert.

Wie stark der Kaiser selbst politische Macht ausübte, ist bis heute umstritten. Es gibt die zwei bekannten Gegenpositionen von Wehler und Röhl, wobei Wolfgang J. Mommsen jüngst einen überzeugenden Mittelweg eingeschlagen hat. Doch selbst wenn man konzidiert, dass der Einfluss des Kaisers nach Bülow's Amtsantritt abnahm, scheint Wilhelm II. – bei aller Zusammenarbeit mit dem Reichskanzler – parallele Netzwerke im Hintergrund behalten zu haben. Ähnliches ist in der frühen Neuzeit konstatiert worden, wo an den Höfen eine plötzliche Häufung von Günstlingsexistenzen auftrat – was als eine mögliche Reaktion der Herrscher gegen die zunehmende Einschränkungen ihrer Macht gesehen wird. Einer dieser kaiserlichen Vertrauten, der eine Mischform aus Günstling und Höfling darstellte, war Max Egon Fürstenberg.

Offiziell gehörte er durch sein Amt als Oberst-Marschall den Obersten Hofchargen an, doch Fürstenberg war kein Höfling in dem Sinne, dass er am Hof sein finanzielles Auskommen suchen musste. Sein Hintergrund als österreichischer Hochadeliger und reicher Standesherr verschonte ihn vor einer solchen Existenz. Dass Fürstenberg gleich an zwei kaiserlichen Höfen reüssieren konnte, lag an mehreren Faktoren: an einer unerwarteten Erbschaft, an seiner besonderen Persönlichkeit und nicht zuletzt an Eulenburg's sinkendem Stern.

Als 1896 Fürstenberg's Cousin Karl Egon kinderlos starb, übernahm Max Egon neben seinen böhmischen Besitzungen auch die großen süddeutschen und lebte fortan eine Art Transnationalismus. Den Winter verbrachte er mit seiner Familie in Wien, Berlin und Prag, Frühjahr und Sommer in Donaueschingen. Anders als Hohenlohe konnte Fürstenberg seine verschiedenen Identitäten scheinbar erfolgreich miteinander vereinbaren. Er war im Deutschen Reich politisch eingebunden, durch seine erblichen Mitgliedschaften in der badischen und württembergischen Ersten Kammer und als erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses. Gleichzeitig wurde er in Österreich von Kaiser Franz Joseph zum Vizepräsidenten des Herrenhauses ernannt.

Sein Aufstieg am Berliner Hofe beschleunigte sich durch die Homosexuellenskandale um den Liebenbergkreis. Fürstenberg's Männlichkeit galt als unverdächtig, da er sich bei aller

Kunstbegeisterung nicht als effeminiertes Minnesänger mit weltpolitischer Agenda wie sein Vorgänger Eulenburg darstellte. Trotzdem beherrschte er, neben allem militärisch schneidigen Auftreten, perfekt die höfische Seite, was sich u.a. in seinem überhöht byzantinistischen Schreibstil zeigte. Im Geheimen Staatsarchiv in Berlin befindet sich ein Teil seiner Briefe an den Kaiser, die eine immer intimer werdende Beziehung dokumentieren. Schon eine Postkarte Wilhelms II. konnte 1901 Begeisterungstürme bei Fürstenberg auslösen: „Ich gehöre Eurer Majestät an mit Leib und Seele.“ 1908, die Beziehung hatte an Tiefe gewonnen, wagte er bereits, Lebenshilfen zu geben: „Auf den Knien beschwöre ich Euerer Majestät mit all der großen bewundernswerten Kraft, die ja doch eurer Majestät eigen ist, gegen diesen schrecklichen Zustand der Depression anzukämpfen!“

Der gute Psychologe Fürstenberg hatte die Eigenschaften, die Norbert Elias zufolge für ein Leben am Hof entscheidend waren: Menschenbeobachtung, Selbstdarstellung und Affektkontrolle, gepaart mit großem Charme. Gleichzeitig war er beharrlich. „Mir kam es manchmal so vor“, schrieb die Tochter Wilhelms II., „als wenn der Fürst sich etwas zu häufig bei meinem Vater einstellte, dass er sich für unentbehrlich hielt. Ich glaube aber nicht, dass er sich dabei in den Vordergrund spielen wollte, mit Sicherheit kann ich sagen, dass er damit weder persönliche Vorteile noch gar politische Macht erlangen wollte.“ Das war ein reichlich naives Urteil für eine Fürstentochter. Bei Hof war das Private vom Beruflichen nicht zu trennen.

David Blackbourn hat zu Recht festgestellt, dass man bis heute wenig über den *konkreten* Einfluss der Höflinge weiß und meistens nur mit pikanten Anekdoten über ihre Ballerina-Auftritte getröstet wird: „a baffling mixture of aperçu and cliché, insight and silliness.“ Diese ständig wiederholten Geschichten verdankt man den klatschsüchtigen Autobiographien von ehemaligen Hofbeamten wie Trützscher-Zedlitz, die die Rolle des modernen Höflings einseitig verzerrten. Historiker haben sich häufig auf die Wiedergabe dieser Werke kapriziert, und auch Fürstenberg wird dank der Erinnerungen seiner zahlreichen Sektfrühstückskumpane als *quantité négligeable*, als Meistererzähler von Herrenwitzen beschrieben, der den immer neurasthenischer werdenden Kaiser von Einkreisungsgedanken ablenkte. Ein Grund für diese einseitige Interpretation ist, dass sich niemand die Mühe gemacht hat, die Akten des Auswärtigen Amtes und den ungeordneten Fürstenberg-Nachlass in Donaueschingen einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Was im folgenden kurz vorgestellt werden soll, ist nicht Fürstenbergs großes wirtschaftliches oder kirchliches, sondern sein *höfisch-politisches* Netzwerk. Hierbei soll gezeigt werden, wie er traditionelle Höflingstechniken benutzte, um erfolgreich Politik zu betreiben.

Wilhelm II. dachte in Personen, nicht in Systemen. Für ihn war Fürstenberg sein 'Mann in Wien'. Er instrumentalisierte ihn als deutsch-österreichischen go-between und wurde im Gegenzug von ihm instrumentalisiert. 1908 trug der Kaiser Fürstenberg in aller Naivität auf, „(er) solle wirken, dass die Armee in Österreich in Ordnung käme“. Ein Satz, den der Fürst in seinem Tagebuch mit den Worten kommentierte: „der liebe Herr hat manchmal merkwürdige Ansichten darüber was man so leisten kann.“ Tatsächlich konnte er aber in der Erweiterung der österreichischen Marine Erfolge erzielen und mit dem Kaiser den Bau eines österreichischen Dreadnought feiern. Nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich gelang es erst Fürstenberg, den Kaiser zu beschwichtigen. Er war es auch, der eingeschaltet wurde, um die häufigen atmosphärische Störungen zwischen Wilhelm II. und Franz Ferdinand und – während des Krieges – mit Kaiser Karl zu regeln.

Der Kaiser hingegen verdrängte völlig, dass Fürstenberg noch andere Loyalitäten hatte. 1908 erzählte Wilhelm II. seinem Freund: „Franz Thun sagte mir neulich vorwurfsvoll, dass ich Dich ganz an mich heranzöge und dass du dadurch dem politischen Leben in Österreich leider sehr entzogen würdest, das sei schade, da (Du) zu vielem und bedeutendem in Österreich berufen (wärest). Ich antwortete dem Thun: das ist mir einerlei, ich bin darin Egoist – ich will eben meinen Max für mich haben.“ Tatsächlich kann man die Freundschaft Wilhelms mit Fürstenberg in seiner wachsenden Ausschließlichkeit als eine Art Symbol des deutsch-österreichischen Zweibundes sehen. Katholische Standesherrn hatten generell ein großes Interesse an diesem Bündnis, und so setzte sich z.B. auch Alois Löwenstein im Reichstag mit engagierten Reden für die Nähe zu Österreich ein, während Fürstenberg das gleiche im österreichischen Herrenhaus tat. Der ebenfalls durch byzantinische Höflingstaktiken zu seinem Amt gekommene Bernhard von Bülow misstraute naturgemäß diesem Engagement: „Der Deutsche Kaiser hatte keine Geheimnisse vor dem Österreicher Fürstenberg, weder persönliche noch politische, er zeigte diesem selbst sekrete Berichte, schimpfte vor ihm über seine eigenen Minister und über fremde Potentaten (...) Wie viel Unheil haben in monarchischen Staaten Höflinge angerichtet!“ Hier hatte ein Günstling den anderen erkannt.

Das Ende zwischen Fürstenberg und Bülow kam nach der 'Daily Telegraph'-Affäre von 1908. Dass Bülow es unterließ, den Kaiser im Reichstag zu verteidigen, empörte Fürstenberg, und als der Reichskanzler Anfang 1909 versuchte, ihn zu cajolieren („der alte, gaunerhafte Gauckler“), riet Fürstenberg dem schwankenden Kaiser, Bülow endgültig fallen zu lassen: Er habe Wilhelm II. gesagt, „dem Bülow sei nicht zu trauen“, schrieb Fürstenberg an seine Frau, „er hätte einen so falschen Blick und sehe einem nie in die Augen. Er würde auch wieder alle Gnade und

Verzeihung vergessen, denn er hätte ein kaltes und falsches Herz! Das scheint Eindruck gemacht zu haben.“ Bülow wurde knapp drei Monate später wegen der Niederlage in der Reichsfinanzreform entlassen. Fürstenbergs Beispiel zeigt, im Gegensatz zum gescheiterten Hohenlohe, dass es immer noch möglich war, mit vormodernen, traditionellen Mitteln punktuelle Erfolge zu erzielen. Fürstenbergs Vorzimmerplatz war ihm bis 1918 nie ernsthaft streitig gemacht worden. Dies lag vor allem daran, dass er als klassischer Günstling im Hintergrund agierte, kein öffentliches Amt anstrebte und damit auch der Kontrolle der Öffentlichkeit entzogen war.

Während die Diplomatie und der Hof alte 'Berufungen' des Adels waren, die mit modernen Techniken unterfüttert werden mussten, ist der kirchliche Verbandsfunktionär eine sehr viel neuere Entwicklung. Alois Löwenstein, der eine Ausbildung an einer Jesuitenschule erfahren hatte und im Fach Jura promoviert wurde, zeigte sich auf diesem Gebiet extrem erfolgreich. Löwenstein schaffte es, in den neu etablierten Vorzimmern der legalen Macht einen Platz zu erringen, da er sich im Gegensatz zu vielen seiner Standesgenossen einer Parteidisziplin unterordnen konnte und seine Religionszugehörigkeit letztendlich über seinen Stand stellte.

Löwensteins Ziel war es, durch Mitarbeit im Zentrum und in katholischen Verbänden die schwierige Situation der Katholiken nach dem Kulturkampf durch die Abschaffung der letzten Kampfgesetze und die Einbindung seiner Glaubensgenossen in das Deutsche Reich zu verbessern. Im letzterem Punkt unterschied er sich sehr von den Vorstellungen seines extrem ultramontanen Vaters Karl. Alois' Taktik war es, die alte Obstruktions- gegen eine Integrationspolitik zu vertauschen, was zuerst einmal einen stärkeren inneren Zusammenhalt im politischen Katholizismus voraussetzte.

Die Schlüsselpositionen in den katholischen Verbänden und dem Zentrum waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vom Adel beherrscht – eine Tatsache, die zu Unmut bei Löwensteins Standesgenossen geführt hatte. Während an den Schreibtischen Leute wie Windthorst, Wirth und Erzberger erfolgreich arbeiteten, hatte der Adel in der Tiefe des Raumes Platz nehmen müssen. Als Pragmatiker akzeptierte Löwenstein diese Entwicklung und versuchte mit den neuen Kräften zusammenzuarbeiten. Der Erfolg gab ihm recht, er wurde *trotz* seiner Herkunft vor dem Ersten Weltkrieg Präsident verschiedener Katholikentage und 1920 an die Spitze des Präsidiums des Zentralkomitees der deutschen Katholiken gewählt. Ein Grund hierfür war, dass er die Laienbewegung professionalisiert und sie den neuen Erfordernissen angepasst hatte. Er selbst empfand keine Berührungsängste mit der Presse, schrieb häufig für Zeitungen und hielt

öffentliche Reden. Aufgrund seiner großen Beliebtheit wurde er sogar gebeten, seine Photographie zu Werbezwecken auf Zigarrenspitzen reproduzieren zu lassen. Auch wenn er dies ablehnte, konnte er sich jederzeit für moderne Themen wie den Kolonialismus und die Flotte begeistern. Hier sah er einen Weg, auch den Katholiken durch nationale Symbole einen Platz im Deutschen Reich zu verschaffen. Dass ein Katholik ein national denkender Deutscher war, wollte Löwenstein 1913 auch zum Regierungsjubiläum des Kaisers beweisen. Er schrieb zahllose Bittbriefe an wohlhabende Glaubensgenossen und bat um Spenden: „Wir Katholiken müssen unsere Kraft aufs äußerste anstrengen, wenn wir zu diesem Wettstreit, den diese Sammlung unter den Confessionen erregt, einigermaßen würdig bestehen wollen.“ Das Geld sollte der Kaiser an Missionen in den Kolonien weiterleiten, ein wichtiges Arbeitsgebiet Löwensteins, der auch einen Missionskalender herausgab.

Obwohl die Mehrzahl seiner Briefpartner Bürgerliche waren, vernachlässigte Löwenstein sein adeliges Netzwerk keineswegs. Als Vorsitzender der Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern (GKE) unterstützte er auch den Zusammenhalt seiner Standesgenossen. Er arbeitete also parallel in der bürgerlichen Welt des Zentrums und der Katholikentage und in der des katholischen Adels. Dieser 'Kulturkontakt' zweier sehr unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären führte dazu, dass Löwenstein in der Revolution nicht seine Bodenhaftung verlor.

Auch wenn die überpersönlichen Konstellationen für den Hochadel noch vorteilhaft waren, so mussten schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg immer häufiger von erstarktem Bürgertum und Staat erstellte Klippen umschifft werden. Alle drei untersuchten Standesherrn traten mit einem hohen politischen Handlungsbewusstsein an und suchten verschiedene Wege zur Macht. Löwenstein, der modernste von ihnen, lernte früh, dass man in einem adlig-bürgerlich gemischten Doppel schneller Ergebnisse erzielen konnte. Fürstenberg und Hohenlohe hingegen wollten politische Macht durch Nähe zum Kaiser erreichen. Hohenlohe dachte trotz seiner bürgerlicher Bildungszertifikate nicht meritokratisch sondern verließ sich weiterhin auf seine traditionellen Personenverbände. Dies wurde jedoch ein immer steinigere Weg und nur eine Ausnahmestalt wie Fürstenberg konnte ihn noch mit Bravour bewältigen.

1918 wurden die Vorzimmer der Macht, wie die drei Hochadeligen sie gekannt hatten, überstürzt geräumt und von anderen Kräften neu eingerichtet. Ein großer Teil der adeligen Einflussfelder zerbrach, die politische Arbeit in den ersten Kammern war beendet. Löwenstein hoffte nun auf eine bayerische Monarchie unter Kronprinz Ruprecht und erwies sich dank seines monarchischen und religiösen Wertesystems auch nach dem Aufstieg Hitlers als

weitgehend ideologieresistent. In den 20er Jahren kämpfte er gegen das Deutsche Adelsblatt, das einer „germanisch-nordischen Religion das Wort (redet),“ und wehrte sich später gegen den Anschluss seiner Genossenschaft an die nationalsozialistische DAG. In seinem Briefwechsel mit dem 'Adelsmarschall' Fürst Adolf zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, dem ein „Neuadel aus Blut und Boden (neben dem) historischen reinblütigen Adel“ vorschwebte, machte Löwenstein 1933 klar, dass die GKE „grundsätzliche Bedenken (habe), den Arierparagraphen mit rückwirkender Kraft einzuführen“, schließlich seien „Juden, deren nationale Gesinnung anerkannt wurde, (...) auf ihren Posten als Advokaten und dergleichen belassen worden. Mit Recht.“ 1935 zog Löwenstein sich auf seine Besitzungen nach Böhmen zurück. Sein Sohn, ein Nationalsozialist, übernahm die Geschäfte.

Fürstenberg und Hohenlohes politisches Denken wandelte sich nach 1918 in einem langen Prozess von traditionellen Herrschaftsvorstellungen zum 'charismatischen Herrschaftsprinzip'. Durch den engen Kontakt mit Hindenburg während des Krieges hatten sie eine neue Führungsgestalt kennen gelernt. Bei allen Lippenbekenntnissen gegenüber der Hohenzollernmonarchie hofften sie nun, durch eine starke Führung noch einmal einen Einzug in die Vorzimmer der Macht zu erleben. Hohenlohe, der sich dank seiner Freundschaft mit dem Rasseideologen Houston Stewart Chamberlain den völkischen Kreisen immer enger angeschlossen hatte, schrieb schon 1916 nach Bayreuth: „Ich hoffe auf den Mann aus dem Schützengraben.“ Chamberlain, dessen annexionistisch und antisemitisch gesinnten Kriegspamphlete zu diesem Zeitpunkt mit einer Millionenaufgabe verkauft wurden, griff diese Anregung gerne auf: „Wie recht haben Sie mit dem Mann aus dem Schützengraben. Es wirkte auf mich wie eine Offenbarung, gewiss kommt der Erlöser daher!“

Auch wenn Hohenlohe sich in der verhassten Weimarer Republik weitgehend politisch zurückhielt, versuchte er doch über die Religion politischen Einfluss zu erlangen. Als Mitglied des württembergischen Landeskirchentags und des deutschen evangelischen Kirchentages engagierte er sich in Reden und Schriften gegen den Versailler Vertrag. Er begrüßte die Nationalsozialisten und entwickelte erst im württembergischen Kirchenstreit von 1934 leise Zweifel, die er jedoch erfolgreich zu unterdrücken verstand. 1936 kam er auf dem Kirchenbezirkstag in Weikersheim zu dem Schluss: „(Nachdem) unter uns in einer Zeit tiefsten Erniedrigung und höchster Gefahr ein Mann erstanden ist, der dem deutschen Volk wieder eine feste Stellung unter den Nationen erkämpft, die schweren wirtschaftlichen und sozialen Nöte gelindert, und – was uns Christen am Tiefsten bewegt – uns vor der Überflutung durch den alles

vernichtenden, gottlosen Bolschewismus bewahrt hat, dürfen wir in ihm ein Geschenk Gottes erblicken.“

Auch Fürstenberg ging letztendlich diesen Weg. 1915 war er noch Mitglied der gemäßigten adelig-bürgerlichen 'Deutschen Gesellschaft von 1914' gewesen, und in der Weimarer Republik hatte er sich sogar für Stresemanns Außenpolitik eingesetzt. Gleichzeitig besuchte er gelegentlich seinen Kaiser im Exil, doch der große Höfling sah, nachdem der Hof seines wilhelminischen Sonnenkönigs untergegangen war, wenig Anlass, großes Engagement für die monarchische Sache zu entfalten. Am 1. Mai 1933 wurde er NSDAP-Mitglied, im Oktober des gleichen Jahres trat er vom Stahlhelm in die SA über und „machte dort seinen Dienst mit besonderer Freude“. Zwar war Fürstenberg damals schon in seinen späten 70ern, doch seine Briefe aus der Zeit klingen durchaus luzide. Er versuchte aktiv, der nationalsozialistische Bewegung innerhalb seiner Kreise zum Durchbruch zu verhelfen, hatte ein 'ergreifendes' Treffen mit Hitler und führte einen sehr anders gearteten Briefwechsel als Löwenstein mit Fürst zu Bentheim-Tecklenburg: „Du bist für mich das beispielgebende Bild eines jungen Standesgenossen, der den Sinn und Zug der Zeit rechtzeitig und richtig aufgefasst. (...) Es wird ja anfangs nicht leicht sein, in unseren Kreisen innerlich überzeugte Gefolgschaft durchsetzen zu können, das darf aber nicht schrecken und man muss dem Beispiel unseres großen Führers folgend, die Aufgabe, die man sich stellt, umso freudiger in Angriff nehmen, je schwerer sie im ersten Augenblick erscheint. Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“

Die Politik, die Fürstenberg wie viele seiner Standesgenossen immer im Blut gehabt hatte, ließ ihn bis zuletzt nicht mehr los. Sein politischer Instinkt für erfolgversprechende Bewegungen hatte sich als systemübergreifend erwiesen, auch wenn er letztlich erkennen musste, dass es für ihn keinen Vorzimmerplatz mehr geben würde.

Der deutsche Adel, der sowohl für das Kabinett der Barone als auch für den 20. Juli 'verantwortlich' zeichnete, hatte viele Facetten. Das zeigen en miniature auch die drei Lebensläufe hochadeliger Standesherrn. Die süddeutschen Hochadeligen waren jedoch im Vergleich zum radikalisierten norddeutschen Adel sehr viel moderater. Ihr Reichtum, ihre internationale Verwandtschaft und ihre historische Erfahrungen schützten sie vor einer völligen Identifikation mit den Nationalsozialisten.

DISKUSSION

Dr. Furtwängler: Ich möchte Ihnen herzlich danken für diesen eindrucksvollen und sehr umfassenden Vortrag. Es ging um drei wie ich denke doch sehr schillernde Gestalten des deutschen Hochadels am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts, und mich hat sehr beeindruckt, wie Sie die verschiedenen Beziehungsnetze herausgearbeitet haben, in denen diese drei Herren agiert haben und zu sehen, mit welchen großen Anstrengungen sie doch zu Werke gegangen sind. Das wird sich in der Diskussion noch vertiefen und erweitern lassen, die ich hiermit eröffne.

Dr. Hoepke: Sie erwähnten den Fürstenberg. Nun hat der sein Geld nicht so sehr mit seinem geschätzten Bier verdient, sondern durch den Fürstenberg-Konzern. Soviel ich sehe, ist er ja der einzige Standesherr, der als Unternehmer tätig war, vom Fürsten Ratibor weiß ich es nicht genau, denke aber zugleich an einige schlesischen Magnaten. Aber wie diese so in der deutschen Unternehmerschaft, d. h. in der Schwerindustrie angesehen waren, ob sie dahin Verbindungen unterhielten, ob es dort üblich war, daß man sich mit den hohen Adelsherrn an einen Tisch setzte, darüber hätte ich gerne Näheres gehört, zumal ja das Verhältnis des Adels zur Industrie außerordentlich prekär war.

Dr. Urbach: Das ist eine interessante Frage bezüglich des Fürstenberg-Trust, weil das eigentlich ganz untypisch ist. Sie haben die schlesischen Magnaten erwähnt, die wieder etwas anderes sind als die Standesherrn, obwohl die Standesherrn da auch Investitionen hatten. Aber der Fürstenberg ist eine große Ausnahme. Eine Schülerin von Lothar Galt hat versucht, ihn zu charakterisieren und ist daran gescheitert, obwohl Lothar Galt alles daransetzte, ihr zu helfen. Doch sein Nachlass in Donaueschingen zeigte sich doch als schwer zugänglich, er ist nur teilweise offen gelegt worden. Die Hohenloher sind auch schwierig, der Nachlass der Fürstenbergs und der Hohenlohe liegt beisammen, denn die beiden haben zusammengearbeitet. Hohenlohe-Öhringen war ja in diesen Skandal mit Fürstenberg verwickelt und kam dabei sehr viel schlechter davon – das werden Sie wahrscheinlich wissen. Er musste sein Schloss verkaufen und musste auf Grandseigneur-Art noch einmal ein Fest geben; die Auseinandersetzung hat Fürstenberg eigentlich gewonnen. Er hat zwar auch viel Geld verloren, aber im Gegensatz zu Hohenlohe-Öhringen hat er sich nicht ruiniert, und Kaiser Wilhelm II. hat sich auch ganz massiv für ihn eingesetzt. Da hilft dieses Netzwerk also auch, da hilft seine Freundschaft mit dem Kaiser, der ihn auch gesellschaftlich weiterhin anerkennt und dafür sorgt, dass dieser Skandal klein gehalten wird. Der Nachlass der Hohenlohe-Öhringen, der auch wichtig wäre, um dieses Konglomerat von Geschäftsverbindungen zu entwirren, liegt in Neuenstein und ist ebenfalls schwer zugänglich. In Neuenstein wird ja eigentlich ein Zentralarchiv finanziert, aber die Familie hat festgesetzt, dass Akten aus dem 20. Jahrhundert nicht zugänglich gemacht werden, was meines Erachtens nach ein Skandal ist, wogegen sich aber bis jetzt niemand gewehrt hat. Interessant ist diese Sache wirklich, denn Fürstenberg ist eine Ausnahmegestalt. Er ist wirtschaftlich engagiert, was vollkommen untypisch für die Standesherrn ist. Die sind zwar auch keine schlechten Geschäftsleute, aber nur auf ihrem Sektor der Landwirtschaft und der Brauereien, auch des Weinbaus. Doch als Ausnahme ist Fürstenberg dem Großbürgertum näher, wo er auch viele Freunde hatte. Er besaß ja auch in

Berlin das Hotel „Esplanade“ und besaß gute Geschäftsbeziehungen, die dann freilich durch diesen Skandal zusammenbrachen, so daß die Situation für ihn doch ein wenig peinlich wurde.

Herr Kohlmann: Der Reichskanzler Hohenlohe war ja ein Hohenlohe-Schillingsfürst. Bestanden da verwandtschaftliche Beziehungen und gegenseitige Einflussnahmen, die sich bei den Öhringen und Fürstenberg auswirkten?

Dr. Urbach: Das ist sehr interessant, weil es hier wieder um das Netzwerk geht. Die Hohenlohe-Schillingsfürst sind zwar katholisch, aber die Hohenlohe-Langenburg sind mit ihnen eng verwandt. Mein „Ernst“, den ich hier behandelt habe, ist der Neffe von Chlodwig, und seine Familie ist sehr stolz auf diese Beziehungen und partizipieren auch davon. Chlodwig hilft Ernst bei seinem Karrierebeginn im Auswärtigen Amt und gibt ihm Tipps, und als Chlodwig dann als Reichskanzler in Schwierigkeiten gerät und nicht abtreten will, entsteht auch für die Familie Langenburg eine sehr schwierige Situation. Man weiß nicht, wie man dem Kanzler sagen soll, dass er vielleicht doch besser gehen sollte. Darüber wird in den Privatbriefen heftig diskutiert; man will aus Familiengründen zu ihm stehen, aber aus politischen Gründen meint man, dass Bernhard von Bülow doch der bessere Reichskanzler wäre. Der legt den Hohenlohe-Langenburgs seinerseits nur Steine in den Weg und verzeiht ihnen eigentlich nicht, dass sie so gut vernetzt waren. Bülow – das hatte ich ja auch kurz erwähnt – sieht in den Standesherrn ihm gesellschaftlich Überlegene – er wird ja erst später Fürst – und hat große Aversionen gegen sie. Ernst Hohenlohe-Langenburg ist ihm unsympathisch, weil sein Onkel Reichskanzler, sein Vater Statthalter in Elsass-Lothringen gewesen ist, und das, so meint Bülow, sei eine Mafia, von der er sich fernhalten müsse, was er auch schafft.

Dr. Furtwängler: Mit Ihren drei Beispielen Hohenlohe, Fürstenberg und Löwenstein-Wertheim-Rosenberg haben Sie Persönlichkeiten genannt, die auch unter den Standesherrn zur Crème de la Crème gehörten. Nun gibt es auch andere Familien, die von ihrer pekuniären Basis her weitaus schwächer einzustufen sind und bei denen die Beziehungen zu den Höfen der regierenden Fürsten sehr stark eingeschränkt sind. Schaffen die das auch noch, auf solche Karrieren Einfluss zu gewinnen, oder sind sie nur auf einzelne Staaten wie Bayern oder Baden oder Württemberg reduziert? Oder versinken sie hinsichtlich ihrer Möglichkeit politischer Einflussnahme völlig in der Bedeutungslosigkeit? Oder anders gesagt: Sind diese drei genannten Herrn wirklich als Standesherrn repräsentativ?

Prof. Krimm: Ich möchte die gleiche Frage anders formulieren: So wie Herr Furtwängler bezweifelt hat, dass diese drei Familien repräsentativ sind für die Standesherrn, könnte man vielleicht auch sagen, dass diese besondere Konstellation der Günstlingsposition um Wilhelm II. dazugehört, um solche Karrieren zu ermöglichen? Diese Günstlingswirtschaft hat zwar lange Zeit und tief gewirkt – der Kaiser hat lange regiert und hatte viel Zeit dazu –, aber ist das nicht für die Zeit der Monarchie ein Sonderkapitel, das zur Position der Standesherrn an sich keine Auskunft gibt, daß vielmehr diese auffälligen Karrieren nur möglich sind vor dem persönlichen Regiment Wilhelms II. und seiner Fixierung auf den Hochadel? Hat denn schon einmal ein „Niederadliger“ oder sogar ein Bürgerlicher zu den Spitzenleute am Hof Wilhelm II. gehört oder haben wir es hier doch mit ganz besonderen Biographien zu tun, die aber nicht in dem Maße systemprägend sein konnten für eine ganze Epoche, die hundert Jahre umfasst?

Dr. Urbach: Das ist eine Generation, die ich mir angesehen, die ich ausgewählt habe: Sie erlebte das Kaiserreich, sie erlebte den Umbruch von 1918 und sie erlebten den Nationalsozialismus. Sie veränderte sich in dieser Zeit ganz drastisch. Das hat mich auch an ihr interessiert. Dann war für mich interessant, dass es die Crème de la Crème war, mit denen ich mich noch im Zusammenhang der Nationalismuskonzepte beschäftigen wollte. Denn sie sind international vernetzt, sie verkörpern diese Transnationalität nach Österreich und nach England, und die Frage, wie sie sich an diese neuen Zeitläufte anpassten, kann man natürlich nur beim Hochadel machen, denn nur der hat diese weitgespannten Beziehungen. Bereits ihre Brüder oder die ärmeren Linien wie die Grafen besaßen diese Chancen nicht. Sicherlich werden auch diese noch gut untergebracht. Fürstenberg hat einen sehr interessanten Bruder, der in die Diplomatie ging, und wie er wurden viele Brüder in der Diplomatie versorgt und besessen, weil sie wieder mit anderen Ländern wie Rumänien verwandt sind, die perfekten Beziehungen und konnten das auch ausschöpfen. Die Standesherrn orientierten sich ja eher an den Höfen in Berlin und Wien; das ist ja auch historisch begründet, warum diese „Superreichen“ nach Berlin und Wien gehen. Sie fühlen sich an den regionalen Höfen anfangs unterdrückt, besonders durch die Probleme, die mit dem König von Württemberg bestehen. Das sind ja ihrer Meinung nach alles Ebenbürtige, die nur durch Zufall Regierende Fürsten wurden. Diese Generation hat dann allerdings doch zu den regionalen Höfen Beziehungen gehabt. Alois Löwenstein ist ein Freund von Kronprinz Ruprecht, und auch Öttingen-Wallerstein ist eine interessante Figur, auch er ein Standesherr, der 1933 versucht hat, Kronprinz Ruprecht einzusetzen, um Hitler zu verhindern. Sie haben ein großes politisches Handlungsbewusstsein, aber das ist nur für diese oberste Schicht repräsentativ. Das sind alles Erbprinzen, die ich untersucht habe, und später dann regierende Fürsten. Die niedrigeren Zweige versuchten sich mit allen möglichen Dingen, aber immer nur in adligen Berufen, und dabei sind sie auf jeden Fall geblieben. Sie gehen nicht in bürgerliche Berufe, sondern in die Landwirtschaft, in die Diplomatie, wo sie noch einen gewissen Einfluss haben, oder ins Militär, obwohl das für die Süddeutschen nicht ganz so reizvoll war, das für die Löwenstein, die ja Duellgegner waren, nicht in Frage kommt.

Wilhelm II. stellt eine Ausnahme dar; die Fürstenbergs haben sich immer gut verstanden mit den Kaisern am Wiener Hof. Dass aber Fürstenberg am deutschen Kaiserhof residiert, obwohl er eigentlich Österreicher und Böhme ist, ist eine Ausnahme. Das möchte ich genauer untersuchen, denn im Archiv des Auswärtigen Amtes habe ich viele Dinge gefunden, wonach sich der Hochadel in ganz konkrete Dinge einmischt – nicht nur bei Bosnien-Herzegowina, sondern dass sie an den Kaiser schreiben und ihre Meinung darlegen; der Kaiser reicht das dann weiter an das Auswärtige Amt. Auch im 1. Weltkrieg sind sie in Sondermissionen eingeschaltet, eben weil sie vielfache verwandtschaftliche Beziehungen haben. Hohenlohe-Langenburg gewinnt noch einmal Bedeutung, weil er ein Schwager des rumänischen Königs ist. Man schickt ihn auf eine Sondermission, um zu retten, was noch zu retten ist. Er versagt zwar, spielt aber immer noch im Auswärtigen Amt mit. So versuchen diese Herrn immer noch, eine politische Rolle zu spielen und halten sich an dieser letzten Bastion fest.

Prof. Krimm: In der letzten Zeit hatte ich einmal die Gelegenheit, eine Korrespondenz aus Salem aus den Jahren 1932/1933 zu lesen, wobei mir auffiel, wie offen und positiv Salem trotz Kurt Hahn und trotz aller Kontakte zu den englischen Institutionen den Nationalsozialismus diskutierte und akzeptierte. Dagegen half kein internationales Flair und auch die englischen

Beziehungen nicht. Der Schreiber war von dieser neuen Ideologie sehr beeindruckt. Trotzdem verwundert es ja zunächst einmal, weil man denkt, dass Weltbürgertum einen Horizont verleihen müsse, der zu Kritik herausfordert. Dass jemand wie Max Egon von Fürstenberg, der sich so sehr dem öffnet, was man später als „entartet“ angesehen hat, später seine die Augen wieder verschließen konnte: Gibt es dazu Erklärungen oder muss man das so hinnehmen?

Dr. Urbach: Von Max-Egon war ich besonders enttäuscht. Ich habe alle seine Tagebücher gelesen, und er war mir sehr sympathisch, auch seine Briefe an den Kaiser. Er ist ein liebenswerter Bonvivant, den man mag. Dann schwenkt er 1933 zu Hitler über, und man ist sehr enttäuscht und versteht das nicht. Es gibt keine richtigen Erklärungen dafür, nur Ansätze, wie man das verstehen könnte. Stefan Malinowski hat ein Buch geschrieben – ein Doktorand der TU Berlin, dessen Arbeit demnächst erscheint –, in dem er die These aufstellt, dass der Adel vom König zum Führer übergewandert sei, das Führerprinzip übernommen habe. Das liege daran, dass der Adel schon immer Führerkontroversen in seinem deutschen Adelsblatt gehabt habe. Aber man fragt sich trotzdem, warum Fürstenberg, dieser Mann von Welt, wieso die Standesherren in ihrem Savoir vivre sich nach unten ziehen ließen von diesem kleinen Adel? Das kommt wohl auch aus der Erfahrung von 1918, dass die Kleinadligen plötzlich dominieren. Die Standesherren ziehen sich zurück, wollen wirtschaftlich arbeiten, wollen ihr Geld schützen und verhalten sich politisch sehr defensiv. Der Kleinadel zieht sie aber immer stärker in ihren Interessenbereich hinein. Die Öttingen-Spielberg werden Schirmherren in der bayrischen Adelsgenossenschaft, und der Kleinadel versucht immer wieder, die Großadligen dafür zu gewinnen, dass sie in ihren Verbänden Schutzherrschaften übernehmen. Der Kleinadel seinerseits ist so radikal, weil er alles verloren hat; er besitzt kein Geld mehr, kein Prestige. Man ist also für die völkischen Strömungen jener Zeit sehr empfänglich; sie haben keinen Kronprinz Ruprecht, der sie davor schützt, was in Süddeutschland noch der Fall ist. Sie besitzen auch keine religiösen Werte mehr, sie sind vollkommen auf dem Germanen-Trip. Ich dachte, dass vielleicht der Katholizismus noch davor schützte, dass man nicht so in den Nationalsozialismus absinkt, aber das stimmt auch wieder nicht, weil der westfälische Adel bis auf Graf Galen sehr angehaucht ist von den nationalsozialistischen Ideen. Es ist schwierig, aber man kann vielleicht sagen, dass Max Egon von Fürstenberg Nationalsozialist wird, weil er immer bei allem dabei sein wollte. Das ist sein Problem. Er will jung sein, und das gefällt ihm an dieser – wie er es sieht – Jugendbewegung, in der ja auch seine Söhne sind. Er findet es schrecklich, dass sich der Kaiser, als er ihn im Exil das erste Mal sieht, einen Bart hat wachsen lassen und beschlossen hat, alt zu werden. Und Fürstenberg sah sonst immer genauso aus wie der Kaiser. Sie sehen sich sehr ähnlich, aber als der Kaiser sich einen Bart wachsen ließ, macht Fürstenberg nicht mit. Seine Begeisterung für eine neue Jugendbewegung zieht ihn da mit hinein.

Für andere Hochadlige ist der Nationalsozialismus etwas Proletisches. Warum soll man sich mit denen abgeben? Sie sind dann ab 1934 desillusioniert, denn auf dem Land, wo der Hochadel seine Stammkundschaft hatte, setzten sich die Nationalsozialisten durch in ihrem eigenen Sinne. Da wird jetzt plötzlich der Dorfschullehrer Bürgermeister, und der denkt sehr egalitär und will nichts mehr mit den Fürsten zu tun haben. Da merken diese, dass sie vielleicht doch auf das falsche Pferd gesetzt haben.

Dr. Furtwängler: Eine Ergänzung noch: Sie haben vorhin gesagt, dass Löwenstein-Wertheim-Rosenberg sich an Bayern, an Ruprecht, orientierte. Das ist eine Richtung, die seit 300 Jahren in diesem Haus gang und gäbe ist. Die Löwensteiner sehen sich ja als Teil der Wittelsbacher und hat immer noch gehofft, diese zu beerben, hat Anfang des 19. Jahrhunderts Gutachten aufstellen lassen über die rechtmäßige Heirat ihres Ahnherrn, um zu beweisen, dass man wirklich Wittelsbacher ist. Eine ähnlich intensive Beziehung gibt es auch von Fürstenberg zu Baden. Das sind Häuser, die sich sehr stark an den Einzelstaaten und ihren regierenden Fürstenhäusern orientiert haben. Da muss man sehr aufpassen, ob das eine spätere Entwicklung ist oder ob es einer Familientradition entspricht. Meine Hypothese: Vielleicht ist gerade über diese Beziehung zu Baden der Schritt Fürstenbergs nach Berlin zustande gekommen. Wenn man sich überlegt, dass der badische Großherzog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Preußen, auch familiär, eng verbunden war, so liegt es nahe, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen.

Schluß der Diskussion.